

Der Vater.

Der Prediger öffnet und herein tritt ein großer, aber gebeugter Mann, hager und mit weißem Haare. Der Prediger betrachtet ihn lange, bevor er ihn kennt. Thord war's. „Kommt Du so spät?“ fragt der Prediger und stellt sich ihm gegenüber. „Ich habe einen Sohn bekommen“, sprach er, „und möchte ihn kaufen lassen.“

„Wie soll er heißen?“ „Hinn — nach meinem Vater.“ „Und die Gevatter?“ „Sie wurden genannt; es waren die besten Männer und Frauen der Diakonie, aus der Familie des Mannes.“ „Ist sonst Etwas?“ fragte der Prediger, indem er aufblinzelte. „Der Großvater hand einige Augenblicke ganz still.“ „Ich möchte ihn gern allein für sich gekauft haben“, sprach er. „Das will sagen an einem Werttag?“ „Am nächstfolgenden Samstag, zwölf Uhr Mittags.“ „Ist sonst Etwas?“ fragte der Prediger. „Sonst nichts.“

Der Großvater drehte die Mütze, als wollte er gehen. Da erhob sich der Prediger. „Noch dies Eine nimm mit auf den Weg“, sprach er, und ging gerade auf Thord zu; er sah seines Hand und sah ihm in die Augen: „Geh, Gott, daß Dir das Kind zum Segen werde!“

Schzehn Jahre nach diesem Tage stand Thord wieder in der Stube des Predigers. „Du hältst Dich gut, Thord“, sagte der Geistliche, denn er sah keine Veränderung an ihm. „Ich habe auch keine Sorgen“, antwortete Thord. Hierzu schweig der Prediger, nach einer Weile aber fragte er: „Was hast Du denn heute Abend auf dem Herzen?“

„Heute Abend komme ich meines Sohnes wegen, der morgen konfirmiert werden soll.“ „Er ist ein linker Burke“, sagte der Geistliche. „Ich wollte die Gebühren nicht eher bezahlen, bevor ich weiß, welche Nummer er in der Kirchenliste bekommen werde.“

„Er soll die Nummer 1 haben.“ „Gut — und hier, Herr Prediger, sind zehn Thaler Gebühren.“ „Ist sonst Etwas?“ fragte der Prediger — er blickte Thord an. „Sonst nichts.“

Wieder verließen acht Jahre; da wurde eines Tages vor dem Stubenzimmer des Predigers Lärm gehört, denn viele Männer kamen herbei, und Thord an ihrer Spitze. Der Prediger blickte auf und erkannte ihn: „Du kommst mit großem Gefolge heute Abends.“

„Ich wollte das Aufgebot für meinen Sohn begehren, er soll Karen Storlinden heiraten, die Tochter von Gudmund, der hier neben mir steht.“ „Das ist ja das reichste Mädchen der Ortschaft.“

„Man sagt ja“, antwortete der Großvater, „indem er das Haar mit der einen Hand zurückstieß.“ Der Prediger sah eine Weile, wie in Gedanken versunken. Er sagte nichts; aber er trug die Namen in seine Bücher ein und die Männer unterschrieben ein Protokoll. Thord legte drei Thaler auf den Tisch. „Ich bekomme nur einen“, sagte der Prediger. „Weiß schon, aber der Junge ist mein einziges Kind, ich wollte Alles gern wohl machen.“

Der Prediger nahm das Geld in Empfang. „Das ist nun das dritte Mal, daß Du wegen Deines Sohnes hier stehst, Thord.“ „Aber nun bin ich auch mit ihm fertig“, sagte Thord; er klappte seine Briefstapsche zu, sagte dem Prediger Lebenswohl und ging — die Männer folgten ihm langsam nach.

Wierzehn Tage nachher ruberten Vater und Sohn bei stillem Wetter über's Wasser nach Storlinden, um die Hochzeit zu besprechen. Die Auberbander unter mir liegt nicht sicher, spricht der Sohn, und erhebt sich, um sie zu befestigen. Im selben Augenblicke gleitet das Brett, auf dem er steht, aus, er schlägt aus mit den Armen, stößt einen Schrei aus und fällt in das Wasser. „Hoh das Ruder“, ruft der Vater; er erhebt sich schnell und redet es ins Wasser. Als aber der Sohn eine paar Griffe danach gemacht, scheint er zu erstarren. „Wart, wart!“ ruft der Vater und rubert schnell auf ihn zu. Da fällt der Sohn rücklings über; er wirkt einen langen Blick auf den Vater und sinkt in die Tiefe. Thord glaubt, seinen Augen nicht trauen zu dürfen, er hält das Boot haften an und betrachtet mit fixen Augen den Fied, wo sein Sohn gesunken, als müsse er wieder nach oben kommen. Es stiegen wohl einige Blasen auf, noch einige, eine einzige, große, die dann berstet — und spiegelblank liegt wieder der See. Drei Tage und Nächte sieht man den Vater rings um den Fied herum rubern, ohne daß er an Essen dachte oder an Schlafen; er sucht nach seinem Sohne. Am Morgen des dritten Tages findet er ihn und trägt ihn im Arme über die Hügel nach seinem Hofe.

„Geh, Gott, daß Dir das Kind zum Segen werde!“

„Aber hör' mal kleiner, wenn bringt du denn diese unheimliche Menge Bier?“

„Für mir is böß Tröpfel, wenn mir dages'n hab'n!“

„Selbstberrath.“

„Tourist: Daß aber die Forellen gar so theuer sind?“ „Dochwahr: Na, was glauben Sie was das kost' wenn man erwischt wird?“

„Bauernfuhrwerk im 20. Jahrhundert.“

„oder: Die Heimfahrt vom Viehmarkt.“

„Gemüthlich.“

„Nichter: Ihre Strafkasse weist bereits 23 Jahre Judikats auf.“

„Nichter: Ihre Strafkasse weist bereits 23 Jahre Judikats auf.“

Ritter vom Bogen.

Wenn man heutzutage von Bogens- und Armbrustschützenvereinen reden hört, so hat man dabei unwillkürlich vor sich, daß es sich um eine Einsetzung der „guten alten Zeit“ handelt. Was sollten auch heutzutage Bogen oder Armbrust als Waffen zu bedeuten haben? Und doch giebt es noch eine ganze Reihe von Vereinen, die diese veraltete Waffenübung pflegen. Vereinzelt kommen oder kamen sie wenigstens bis vor Kurzem auch noch in Deutschland vor; häufiger haben sie sich indes in Frankreich, England und Belgien erhalten. Im Ganzen mögen die betreffenden Vereine in den erwählten Ländern 50,000 Mitglieder zählen; Frankreich allein weist in seinen verschiedenen Schützengilden 30,000 „edle Ritter vom Bogen“ auf. Im letzteren Lande bildet denn auch das Bogen- und Armbrustschützenvereine richtigen nationalen Sport. Die Vereine für Bogen- und Armbrustschützen finden sich in Frankreich hauptsächlich in den nördlichen Departements, besonders in der Umgegend von Paris. Der älteste von ihnen geht bis auf das Jahr 1759 zurück; er hat sich ganz in seiner ursprünglichen



Spitze des Zuges.

Weiße bis auf den heutigen Tag erhalten und umfaßt einen Kreis von Männern, die unter sich gute Kameradschaft und einen anhänglichen, ehrbaren geselligen Verkehr pflegen wollen — ein Stückchen mittelalterlicher Romantik inmitten der modernen Demokratie. Thatsächlich bilden die von ihnen, wenn auch mit Befreiung des altsüßlichen, die Sagen aus der Gründungszeit die unverrückbare Grundlage für die heutige Leistung. In allen diesen Vereinen finden sich Bürger, Handwerker und Landleute zusammen, um miteinander auf dem Fuße der Gleichheit, zugleich aber auch in einer Form zu verkehren, die auf die höheren Erfordernisse des Lebens Rücksicht nimmt.

Die Schießübungen finden auf zweierlei verschiedene Art statt, als Scheibenschießen und als Vogelschießen. Bei den Scheibenschießen wird entweder auf eine feststehende oder auf eine transportable Scheibe geschossen. Bei den Übungen der letzteren Art (tir au bereau) ver sammeln sich die Gesellschaftermitglieder oder „Ritter“ in einem „Schießgarten“, das heißt in einem rings eingefriedigten, jedem Profanen verschlossenen Gelände. Die Scheibentafel befindet sich an einer Art von Holzbohle, deren Wand mit Strohbindeln möglichst dicht und gleichmäßig ausgefüllt ist, und in einem in ihr vor dieser Vorrichtung angebrachten Scheibentafel einen einseitigen Scheibenschützen befindet sich stets gegenüber, so daß der Schütze, wenn er sich nach der einen Scheibe begeben hat, um seinen Pfeil zurückzuholen, von dem



Eingolung des „Bouquet“.

hinteren Standpunkte aus gleich einem Schuß auf die gegenüberliegende Scheibe abgegeben kann. Die einzelnen Schießstände sind dabei durch fest eingetrichterte Bänke voneinander getrennt, damit der Schütze, wenn er sich von der einen Scheibe nach der anderen begibt, sich nicht der Gefahr aussetzen braucht, von einem ungeschickt abgeschossenen Pfeile getroffen zu werden. Die Distanz, auf welche geschossen wird, beträgt gewöhnlich 100 Meter. Das Schießen auf nicht feststehende, transportable Scheiben (paillassons) wird in Frankreich nur von wenigen Gesellschaften gepflegt. Häufiger kommt es in England vor.

Beim Vogelschießen wird nach einem Ziel auf einer etwa 30 Meter hohen Stange geschossen. An ihrem oberen Ende trägt sie ein Gestell mit Querstangen, an denen Holzstäbe („Bögel“) befestigt sind. Die letztere Art des Bogenschießens erfordert eine große Übung und neben ungewöhnlicher Sicherheit des Auges eine ganz erhebliche Anstrengung. Da die Bögel auf den Stangen sehr stark befestigt sind, so können nur ganz kräftige Bogen zur Verwendung kommen.



Schießen auf „Paillassons“.

Jedes Jahr treten die verschiedenen Vereine zu einem provinziellen Preiswettbewerb zusammen, das den Namen des „Blumenstrauchschießens“ (Le Bouquet) führt. An den Schießtagen dieser Art beteiligen sich gewöhnlich Vereine von 20 Vereinen, und zwar beruht, daß das Schießen jedes Jahr abwechselnd an einem Ort stattfindet, an denen die Vereine ihre Sitze haben, so daß jeder Ort alle 20 Jahre nur einmal an die Reihe kommt. Umfaßt der Verband nur 18 Vereine, so findet das Schießen nur alle 18 Jahre an einem und demselben Orte statt. Das „Bouquet“ ist Eigentum des Provinzialverbandes; es besteht aus einer kostbaren Waffe, die einen Strauß aus künstlichen Blumen und Federn enthält. Sie wird stets ein Jahr lang von dem Vereine desjenigen Ortes aufbewahrt, an dem das letzte Schießen stattgefunden hat.

Wenn der Tag des Wettwettens herannäht und der Verein des Ortes, an dem es stattfinden soll, das Bouquet von dem Vorort zu übernehmen hat, schickt er an alle Vereine ein Einberufungsschreiben, in dem alle Bedingungen aufgeführt werden, nämlich Anzahl und Erwerbungsbedingungen der Preise, dazu das Programm der festlichen Veranstaltungen. An dem anberaumten Tage wird dem Verein des Festortes vom Verein des Vorortes die Blumenkrone in feierlicher Weise überreicht, der dann, von weiß gekleideten jungen Mädchen getragen, in feierlichem Aufzuge unter dem Geleite der sämtlichen an dem Schießen teilnehmenden Vereine durch den Ort geführt wird.

Dabei wird folgende Ordnung eingehalten: Voran marschirt der Tambourmajor mit den Trommeln der sämtlichen Vereine; dann folgen die städtischen Behörden, Hellebardiere, die Kai-

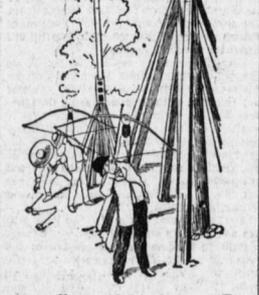


Armbrustschützen.

ser und Röhre mit ihrem Abzeichen, das in einer Schwärze über die Brust getragene Schärpe besteht; die Hauptleute der Vereine mit einer um den Leib getragenen Schärpe oder einem Bund von Bändern an der Schulter, die Fahnen, zu einer einzigen Gruppe vereinigt, der Blumenkrone, die zu Preisen ausgelegt Gold- und Silbergegenstände, die Ritter, den abgepassten Bogen mit an dem Schaft befestigtem Pfeil aufrecht in der Hand, und zum Schluß die Armbrustschützen mit geschulterter Waffe.

Die Ritter tragen seit der Revolution nicht mehr die alte Tracht ihrer Vorfahren, doch haben sie eine einheitliche Mütze mit den Abzeichen des Bogens und der Armbrust angenommen. Man trägt sich übrigens augenblicklich mit dem Gedanken, um einer Verwechslung der Schützen mit den Mitgliedern der verschiedenen Musikbände vorzubeugen, den Burenhut einzuführen, der an einer Seite mit einem irgend ein Emblem tragenden Metallknopfe aufzuschlagen wäre, damit die Sehne beim Spannen den erforderlichen freien Raum erhalte.

Die Schützen begeben sich nach dem Festzuge zu den Schießständen, wo das Preiswettbewerb abgehalten wird. Es wird streng darauf gesehen, daß außer einigen wenigen Ehrengästen nur Mitglieder der Vereine mit ihren Familien-



Vogelschießen.

angehörigen Zutritt erhalten. Das Preiswettbewerb dauert in der Regel sechs Wochen; die Preise bestehen in Gold- und Silbergegenständen von ziemlich beträchtlichem Werte; als Regeln gelten im allgemeinen die auch sonst bei nationalen oder internationalen Schützengilden üblichen.

Bei den Preiswettbewerben werden die Kaiser und Könige proklamiert. Zum Kaiser wird derjenige Ritter ausgerufen, der drei Jahre nacheinander den höchsten Preis davongetragen hat, zum König derjenige, der ihn beim Jahresfest gewonnen. Sobald der König proklamiert ist, empfängt er die Insignien seiner Würde; es wird auf den Trümmern ein Ehrenwort für ihn gesprochen, und die übrigen Ritter entschlagen vor ihm das Haupt. Jedesmal, wenn der König schießt, müssen die Ritter sich ihm zu Ehren in Postur stellen und die Kopfbedeckung abnehmen. Es herrscht die Sitte, daß jeder Schütze, bevor er einen Pfeil abschießt, sein Gesicht den übrigen Rittern zuwendet, den Kopf vor ihnen neigt und die Worte spricht: „Ich grüße Sie, meine Herren.“ Es ist dies übrigens der alte Gruß der Redner.

Wenn ein Ritter stirbt, so ist es Sitte, nach der Rückkehr dem Begräbnis ihm zu Ehren auf dem Schießstand ein Trauerschießen abzuhalten. Ein solches findet manchmal auch bei dem Tode irgend einer hervorragenden Persönlichkeit statt. So oft es stattfindet, aus welchem Anlaß auch immer, werden die Standesherren mit Traueremblemen versehen.

Sappeurs Cyclistes.

Beim Nationalfest in Paris wurden der Compagnie des Majors Gérard, der Compagnie des Hauptmanns, die an der großen Truppenchau teilnehmen durfte, von der Pariser Bevölkerung große Ovationen gebracht. In den Kreisen des Militärs sowohl wie im Volke genossen die Radfahrer, denen in jüngster Zeit eine neue Organisation gegeben wurde, große Sympa-



Maj. Gérard mit Stab.

thien. Das Hauptverdienst daran hat Major Gérard, der unermüdetlich an der Vervollkommnung des Militärrades arbeitete und in Wert und Schrift stets von neuem auf die Vortrefflichkeit des Radfahrens für Militärdienste hinwirkte. Er fand in General Vercor, dem Souschef des Generalstabes, eine kräftige Unterstützung für seine Bestrebungen. Es ist nun beim Genie-Regiment in Verdun und dem 6. Genie-Regiment in Angers veranschaulicht je ein Detachement sappeurs cyclistes eingestell worden, die eine fliegende Pioniercolonne darstellen und bei den großen Manövern der Cavallerie zugeteilt werden sollen. Jedes Detachement besteht aus 1 Lieutenant, 1 Unterlieutenant, 3 Unteroffiziere, 4 Corporalen, 22 Sappeurs, 1 Mechaniker und 3 Fahrern für zwei leichte Wagen mit



Reparatur.

Werkzeugen. Diese Truppe soll der Cavallerie vorausziehen und ihren Weg von Hindernissen säubern, zerstörte Brücken wiederherstellen, Eisenbahnen und Telegraphenlinien u. s. w. brauchbar machen. Außer den sappeurs cyclistes, die Räder mit festem Rahmen führen, werden zwei Radfahrer-Compagnien errichtet, die mit den Geröhrten bicyclettes plantas ausgerüstet sind. Die eine Compagnie befehligt Capitain Willard, die andere in Sedan, Major Gérard selbst. Dieser legte mit seiner Compagnie die 98 Kilometer lange Strecke von Sedan nach Rheims in zehn Stunden bei größter Hitze zurück, die ganze Strecke von Sedan nach Paris innerhalb dreier Tage.

Ein Naturwunder.

Daß die Allmächtige Natur eine große Zauberin ist, weiß der am besten, der ihre Wunderwerke mit Mikroskop und Fernrohr, mit Notizen und Spektroskop untersuchen kann, denn ihre größten Wunder verbleibt sie vor unseren Augen. Nichts desto weniger findet jeder, der mit seinen Augen durch die Welt wandert, allüberall ihre Zauberwerke. Ein solches Naturwunder ist der bewegliche Stein zu Tandil, einem kleinen Ortchen dicht bei Buenos-Aires in Argentinien gelegen. Dieser seltsame Stein, der etwa 20 Fuß hoch ist und gegen 7000 Centner wiegt, hält sich seit Jahrhunderten in der Schenke, obgleich er mit seiner ziemlich geraden Basis nur an einem verhältnismäßig kleinen Punkt auf seiner Unterlage ruht. Aber der Stein steht nicht unbeweglich still, er pendelt außerordentlich



Der bewegliche Stein.

langsam hin und her, unmerklich zwar für das bloße Sehen, aber doch leicht und schnell erkennbar, wenn man in einiger Entfernung von seinem Stützpunkt eine Pfahle hinlegt, die dann nach kurzer Zeit von dem schwebenden Stein, der sich auf sie niedergelassen hat, gerührt wird. Höchstwahrscheinlich wird diese Bewegung durch die ungleiche Erwärmung des Gesteins durch die Sonne hervorgerufen, die eine ungleiche Ausdehnung der einzelnen Teile zur Folge hat. Durch diese ungleiche Ausdehnung aber entsteht eine Schwerpunkt-Veränderung, respekt-

tive die Massen des Steines verschoben sich etwas, so daß der Schwerpunkt verändert wird und der Stein sich daher bemerktbar anders lagern muß. — Es ist seltsam, daß Wasser und Luft, die ja beständig das Gestein ersonnen und verwirren, und die ja doch unsere ganze Erdoberfläche im Laufe der Jahrtausende verändern, das Naturspiel zu Tandil noch nicht gestört haben.

Die Heilkraft des Lichtes.

Schon in den ältesten Heilmethoden der Menschheit erscheint das Licht als das gute, segensbringende Prinzip, und wir begehnen schon früh der Vorstellung, daß das Licht eine heilende Kraft habe. Das Licht wirkt durch die Vermittlung unserer Netzhaut direkt angedeutet auf unser Bewusstsein. Das, was wir Licht, Sonnenlicht, nennen, ist nun aber kein einheitliches Ganzes, sondern setzt sich aus Wärmestrahlen, leuchtenden Strahlen und chemisch wirksamen Strahlen zusammen.

Die letzteren sind zwar unserem Auge unsichtbar, erzeugen aber vielerlei angenehme und unangenehme Wirkungen, die uns ihre Existenz auf einem kleinen Umwege vor Augen führen. Wie unangenehm ist es, wenn ein kost-



Massage bei Sonnenlicht.

bares farbiges Kleid in kurzer Zeit in der Sonne „verschaffen“ ist, eine Wirkung, die den chemischen Strahlen zukommt, und wie dankbar sind wir wieder diesen Strahlen, wenn sie uns das wohlgetroffene Bild unserer Lieben auf die photographische Platte zaubern.

Selbst an eigenen Körper kann diese Wirkung der Strahlen recht empfindlich zum Ausdruck kommen, wenn wir „sonnenverbrannt“ aus der Sommerfrische heimkehren, so veranlaßt uns das nicht, wie der Ausdruck vermuthen läßt, der Sonnenwärme, sondern den chemischen Strahlen. Die wichtigste Eigenschaft der chemisch wirksamen Strahlen des Sonnenlichts und des starken elektrischen Bogenslichts besteht nun darin, daß sie im Stande sind, Bakterien in aller kürzester Zeit abzutöden, und da sich unter diesen kleinsten Lebewesen eine große Zahl von Krankheitskeimen befindet, liegt der Gedanke nahe, diese Lichtstrahlen zu Heilzwecken zu benutzen. Das Innere des Körpers ist den Strahlen ja nicht zugänglich, aber auch in unserer Haut können Krankheitskeime eine höchst verheerende Wirkung entfalten, und die Haut ist einer Bestrahlung überall ausgesetzt. Das Verdienst, auf diesem Gebiete als Bahnbrecher gewirkt zu haben, gebührt dem dänischen Forscher Professor Finzen in Kopenhagen. Unter den durch Bakterien bedingten



Massage bei elektrischem Licht.

Hautkrankheiten nimmt der Lupus, die sogenannte „fressende Flechte“, eine Sonderstellung ein, weil er außerordentlich verbreitet ist und tiefgreifende Zerstörungen der Haut bewirken kann, wodurch so manches Menschenansehen für ewig entstellt worden ist. Gegen diese verheerende Tuberkulose der Haut richteten sich zuerst die Lichtheilversuche Finzens, und seine Heilerfolge sind so gute, daß man seit Kurzem auch an der Universität Berlin ein Institut für Lichtbehandlung nach Finzen eröffnet hat. Bei der Behandlung mit Sonnenlicht wird das durch eine große Sammellinse auf der erkrankten Hautstelle concentrirt. Um möglichst die chemischen, ultravioletten Strahlen zur Geltung kommen zu lassen, ist die Linse hohl und mit einer blauen Flüssigkeit gefüllt. Zum Wegdrücken des Blutes wird eine Bergkräuterkapsel benutzt, welche behändig von einem Strom kalten Wassers durchflossen wird, um die Wärme abzuleiten; außerdem hat Bergkräuterkapsel die Eigenschaft, mehr chemisch wirksame Strahlen hindurchzulassen als Glas. Diese Kapsel muß während der Dauer der Bestrahlung, meist eine Stunde, dauernd an die Haut gedrückt bleiben, die wird durch ein elastisches Band erzwungen, es stelle sich jedoch bald als notwendig heraus, jedem Kranken eine Wärterin beizugeben.

Bei der Behandlung mit elektrischem Licht werden Bogenlampen von 40,000 Kerzen Stärke benutzt, deren Licht durch Bergkräuterkapseln concentrirt wird, außerdem werden die Wärmestrahlen noch durch eine Wasserföhrung ferngehalten.

Zum Schluß gegen das starke Licht tragen Patienten und Wärterinnen dunkle Brillen.

Die Leute finden selbst das anfangs Big, daß zu nirgendts ansieht.

Alte Leidenschaft.



Försterin: „Aber Mann, in deinen alten Tagen gibst du der Köchin noch einen Kuß!“ Förster: „Schau Weibchen, sie kam mir halt so schön in die Kuckstimm.“

Früh übt sich.



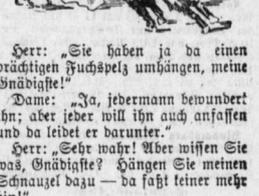
Biccolo (oder zufällig kaffirt, für sich): „Bei dem Fremden habe ich mich um drei Pfennige geirrt, und er hat's nicht gemerkt, das ist doch schon ein ganz schöner Erfolg!“

Wirksame Abhilfe.



Herr: „Sie haben ja da einen prächtigen Fruchtspiel umhängen, meine Gnädigste!“ Dame: „Ja, jedermann bewundert ihn; aber jeder will ihn auch anprobieren und da leidet er darunter.“ Herr: „Sehr wahr! Aber wissen Sie was, Gnädigste? Hängen Sie meinen Schmauske dazu — da daß keiner mehr hin!“

Grobartig.



Schusterjunge: „Wenn mich mein Meister auch oberst, fällt mir deswegen noch lange kein Stein aus der Krone!“

Gedankenpflücker.

Kein Ochs trägt so viele Sonntagsreiter als — der Pegasus.

Die Pöpsel lehrt, daß man auf der „schiefen Ebene“ Kraft spart, aber an Weg zusetzt; auf der „schiefen Ebene“ des Lebens wird die Kraft verschwendet und der Weg gekürzt.

Der eine trägt's, woran der andre stürbt. Mit Geistesgegenwart; Den einen klopft die Faust des Schicksals müde, Den andern — hart.

Die Pöpsel lehrt, daß man auf der „schiefen Ebene“ Kraft spart, aber an Weg zusetzt; auf der „schiefen Ebene“ des Lebens wird die Kraft verschwendet und der Weg gekürzt.

Die Pöpsel lehrt, daß man auf der „schiefen Ebene“ Kraft spart, aber an Weg zusetzt; auf der „schiefen Ebene“ des Lebens wird die Kraft verschwendet und der Weg gekürzt.

Die Pöpsel lehrt, daß man auf der „schiefen Ebene“ Kraft spart, aber an Weg zusetzt; auf der „schiefen Ebene“ des Lebens wird die Kraft verschwendet und der Weg gekürzt.

Die Pöpsel lehrt, daß man auf der „schiefen Ebene“ Kraft spart, aber an Weg zusetzt; auf der „schiefen Ebene“ des Lebens wird die Kraft verschwendet und der Weg gekürzt.

Die Pöpsel lehrt, daß man auf der „schiefen Ebene“ Kraft spart, aber an Weg zusetzt; auf der „schiefen Ebene“ des Lebens wird die Kraft verschwendet und der Weg gekürzt.

Die Pöpsel lehrt, daß man auf der „schiefen Ebene“ Kraft spart, aber an Weg zusetzt; auf der „schiefen Ebene“ des Lebens wird die Kraft verschwendet und der Weg gekürzt.